

Die neuen Schiessanlagen der Schützengesellschaft der Stadt Zürich

Autor(en): **Pfenniger, A.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft [2]

PDF erstellt am: **24.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571831>

Nutzungsbedingungen

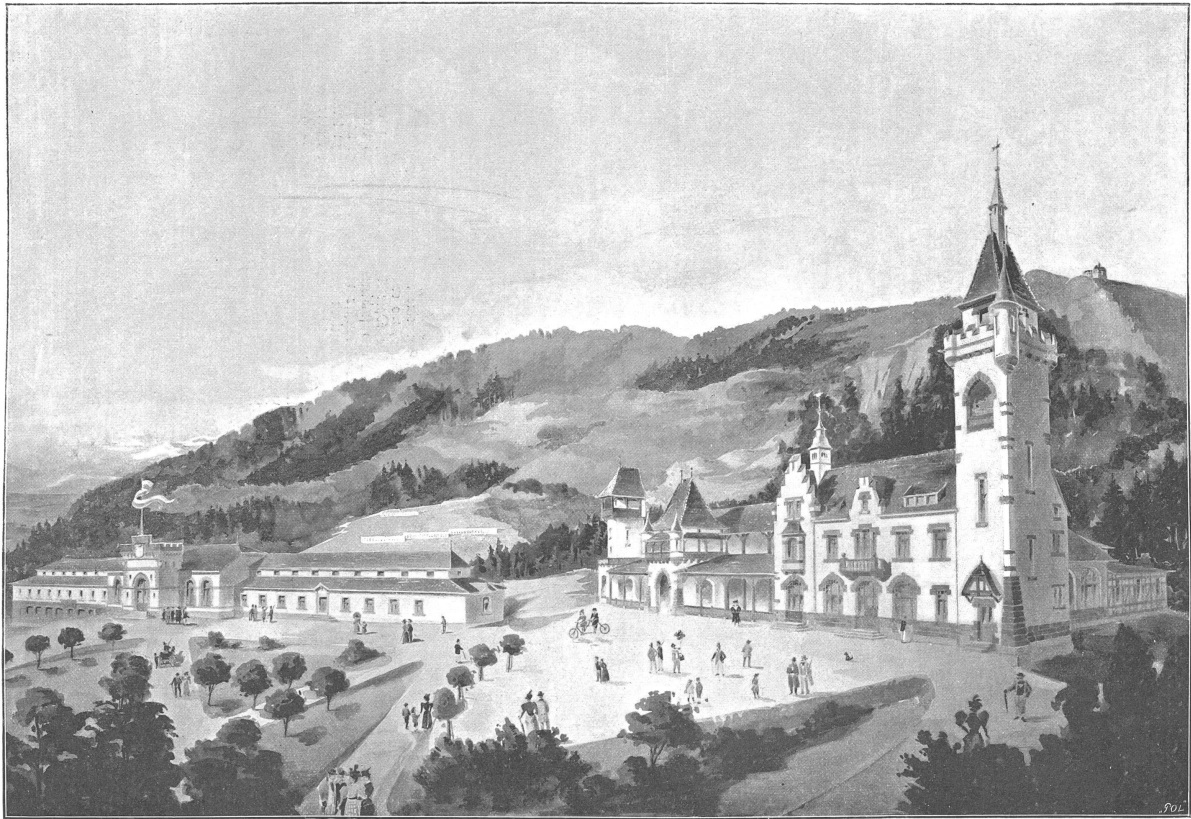
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Die neuen Schießanlagen der Schützengesellschaft der Stadt Zürich im Albisgütli.
 (Schießstand und Scheibenhände von Architect Deriaz, Genf; Festhütte und Wirtschaftsgebäude von Architekten Kuder & Müller, Zürich).

Die neuen Schießanlagen der Schützengesellschaft der Stadt Zürich im Albisgütl.

Von A. Pfenniger, Zürich.

Mit Abbildung.

Nicht einmal ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seit die Schützengesellschaft der Stadt Zürich von der Schießstätte „am Platz“ verdrängt, im „Sihlhölzli“ ein neues Heim schuf. Die ungeahnt rasche Ausdehnung der Stadt, die größere Tragweite der Gewehre und Durchschlagkraft der Geschosse ließen in den letzten Jahren auch diesen Schießplatz so gefährlich erscheinen, daß größere Schießen nicht mehr abgehalten werden durften. So war man zum Verlassen dieses jedem Schützen wohlbekannten Standes gezwungen.

Dank dem Entgegenkommen der Behörden konnten die neuen Einrichtungen zur Seite der von der Stadt erstellten großen Schießanlage im Albisgütl errichtet werden.

Einem geräumigen Schießstand mit achtzig Schützenständen entsprechen, an schwach ansteigender Halde des Thalstessels, drei Scheibenstände auf 400 und 300 Meter für Gewehre und 50 Meter

für Revolver, alle mit einem unterirdischen Kanal, der ein gefahrloses Begehen während des Schießens erlaubt, verbunden. Anschließend an diese den modernsten Anforderungen genügenden Schießeinrichtungen erhebt sich das Wirtschaftsgebäude und die Festhütte, die durch ihre prachtvolle Lage zu einem neuen Ausflugsplatz der Stadt Zürich berufen sein werden. Man genießt von hier aus einen wundervollen Blick über Limmatthal, Stadt, See und Gebirge. Freunden der Natur und des Schießwesens wird der lauschige Eckurm der Festhütte besondere Freude bereiten; denn von seiner Höhe sieht man ins Getriebe des Schießstandes und aller Scheibenstände.

Diese in ihrer Art einzig dastehende Anlage soll mit dem zürcherischen Kantonsalschießen vom 12.—21. Juni ihre Weihe empfangen, und Schützen aller Gauen unseres lieben Vaterlandes werden dem „Albisgütl“ die Anerkennung nicht verlagen.

— Franz Curti —

(† 6. Febr. 1898)

und seine Schweizeroper „Das Rösli vom Säntis“.

Von A. Biggli, Aarau.

Mit Porträt und zwei Original-Illustrationen.

Ob schon bereits vor 9 Jahren, am 18. Februar 1889, eine Oper Franz Curtis „Reinhardt von Ufenau“ über die Bühne des Zürcher Stadttheaters ging und obwohl der Tonkünstler gerade auf dem bei uns mit Vorliebe gepflegten Gebiet des Männergesanges eine Reihe hervorragender Werke geschaffen hat, sind seine Kompositionen in der Schweiz bis jetzt verhältnismäßig wenig beachtet worden und kennt auch unser musikalisches Publikum den Autor kaum dem Namen nach. Nun hat ein tragisches Geschick den erst 43jährigen, rastlos Emporstrebenden dahingerafft, wenige Tage, bevor seine neue Schweizeroper „Das Rösli vom Säntis“ gleichfalls in Zürich ihre von schönem Erfolg gekrönte Erstaufführung erfuhr. Umso mehr scheint es uns angemessen, ja eine Ehrenpflicht gegenüber dem heimgegangenen hochbegabten Landsmann zu sein, daß wir den Lesern der „Schweiz“ sein Leben und Wirken kurz vor Augen führen und namentlich auch die Oper zu würdigen suchen, die seine bedeutendste künstlerische That und sein wohlklingendes Schwanenlied darstellt.

Franz Curti wurde den 16. November 1854 als der Sohn des schon vor einiger Zeit verstorbenen Hofopernsängers Anton Curti in Kassel geboren. Die Kinderzeit aber verlebte er in seiner Heimat Rapperswil, der schön gelegenen Rosenstadt am Ufer des Zürchersees. Hier brachten die Eltern den aufgeweckten Knaben bei einem Onkel, Sanitätsrat Alexander Curti, unter, der ein begeisterter Musikfreund war, an der Spitze der Cäcilien-gesellschaft stand und beim Hochamt jeden Sonntag die erste Geige spielte. Den festen Grund zur musikalischen Ausbildung Franzens, bei welchem die Vorliebe für die Kunst der Töne schon in frühesten Jahren zu Tage trat, legten Meister Karl Altenhofer und Musikdirektor G. Surläuli, die den Jüngling nicht bloß im Klavier- und Geigenpiel unterwiesen, sondern auch seine schöne Stimme entdeckten und ausbildeten. Bald war Franz Vorsänger in Schule und Kirche und trat sogar öfter als Solist in den Konzerten am Zürchersee auf, bis er nach Freiburg abging, um dalebst in den Mauern des ehemaligen Jesuitenkollegiums seine Gymnasialstudien durchzu-machen. Daneben nahm er Orgelstunden bei dem bekannten Virtuosen auf diesem Instrument, Prof. Vogt, kehrte übrigens in den Ferien, meist mit Schulpreisen gekrönt, regelmäßig nach Rapperswil zurück, um sich mit seinem als Verfasser von Volksstücken bekannt gewordenen Vetter Berthold Nickenmann und mit dem jetzigen Winterthurer Musikdirektor G. Fischer zur Pflege edler Kammermusik zu vereinigen. In den Frühlings-

ferien 1871 entfloß der junge Mann von Freiburg, wo die Internierten der Bourbaki'schen Armee den Typhus eingeschleppt hatten, nach Dresden. Zu eben dieser Zeit traf die Kunde vom Tod des Onkels aus Rapperswil ein, und sahen sich Curtis Eltern veranlaßt, das Heim des Verstorbenen zu beziehen, während der Sohn in St. Gallen seine Gymnasialstudien vollenden sollte. Anfänglich beabsichtigte Franz, Augenarzt zu werden; in den St. Galler Mußestunden aber hospitierte er fleißig im Operationszimmer des berühmten Zahnarztes Dr. Locher und gewann Neigung für diesen Zweig medizinischer Thätigkeit. Daneben lernte er die Bühne näher kennen, da Dr. Locher eifriges Mitglied des Komitees für das Stadttheater war und sich namentlich bemühte, die damals aufgekommene elektrische Beleuchtung zu Theaterzwecken nutzbar zu machen. Noch bevor Franz Curti an die Universität kam, zwang ihn eine Lungenblutung zu längerem Aufenthalt in San Nemo, wo er Genesung fand und so viel wie möglich die italienische Oper besuchte. Dann bezog er die Universität Berlin und studierte hier hauptsächlich Anatomie. Nach dem vierten Semester wollte er eine Fahrt nach Amerika machen, um die dortigen Einrichtungen kennen zu lernen, mußte indes einer Unterleibsentzündung wegen in Havre das Schiff verlassen und kam für kürzere Zeit nach Paris und dann an die Universität nach Genf, wo er seine Studien abschloß. Nach wohlbestandenem Staatsexamen ließ sich der junge Zahnarzt in Dresden nieder, wohin seine Eltern ihren Wohnsitz verlegt hatten. Hier in der schönen Kunststadt machte sich seine Vorliebe für die Musik bald dermaßen geltend, daß sein ferneres Leben den eigentümlichsten Dualismus zeigt und eine Art beständigen Kampfes zwischen der idealen Neigung, dem Drang zur Bethätigung seines künstlerischen Talentes und dem von ihm erwählten praktischen Beruf bildet. Ein Vokal-Quartett „Wenn ich wär' der Mondenschein“, das Curti in seiner ersten Dresdener Zeit niederschrieb und das als Op. 2 gedruckt wurde, gefiel so außerordentlich, daß der Autor sich an Edmund Kretschmer, den bekannten Komponisten der „Folklinger“, wandte, um sein Theorieschüler zu werden. Mit Feuereifer studierte er unter dem trefflichen Lehrer Harmonielehre und Kontrapunkt und verfaßte gleichzeitig eine Menge von Quartetten und Liedern, welsch letztere durch seinen Freund Emil Göge, den berühmten Tenoristen, überall mit glänzendem Erfolg gesungen wurden. Bald reichten sich kleinere und größere Männerchöre an, ein Op. 8 „Zweifacher Frühling“, den die Leipziger Pauliner zu